

Quasi-religiöses Wissen



© Daniel Novta/flickr.com

Ein Interview mit Prof. Dr. Regine Gildemeister vom Institut für Soziologie der Eberhard-Karls-Universität Tübingen.

Geführt und aufgezeichnet für das Soziologiemagazin von Maik Krüger am 10. Januar 2013.

Soziologiemagazin: *Frau Gildemeister, unser aktuelles Heft beschäftigt sich mit dem Thema „(Wozu) brauchen wir (ein) Geschlecht?“. Darin steckt ja auch die Frage, ob wir überhaupt ein Geschlecht brauchen...*

Regine Gildemeister: Dass solche Fragen gestellt werden, ist auch ein Erfolg der Geschlechtersozioologie. Vor 20 Jahren wären diese Fragen weitgehend undenkbar und völlig absurd gewesen. Das hätte niemand verstanden, auch nicht in der Soziologie. Dazu hat es 20 Jahre konstruktionstheoretische Geschlechterforschung gebraucht. Und auch innerhalb der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung wurde die Frage in dieser Form lange nicht gestellt; das ist eine vergleichsweise späte Entwicklung.

Im vergangenen September tagte hier in Tübingen die Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW). Bei dieser Gelegenheit soll ein ehemaliger DVPW-Vorsitzender gegenüber dem Arbeitskreis „Politik und Geschlecht“ angemahnt haben, sich doch bitte keinen Verschwörungphantasien bezüglich der Geschlechterverhältnisse hinzugeben. – Sind denn Geschlechterfragen mittlerweile im sozialwissenschaftlichen Mainstream und in den Köpfen angekommen oder gibt es noch immer Nachholbedarf?

In der oben genannten Form, in der die Kategorien von „Geschlecht“ ernsthaft hinterfragt werden, sind solche Fragen wohl auch heute noch nicht im sogenannten Mainstream angekommen. Aber generell ist „Geschlecht“ inzwischen ein weitgehend selbstverständlicher Gegenstand soziologischer Forschung, etwa in der Sozialstrukturanalyse. Das machen nicht zuletzt die Soziologiekongresse deutlich, auf denen das Thema völlig undramatisiert verhandelt wird. Die entsprechende Sektion hatte sich in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) Anfang der 1980er Jahre gegründet. Das ist jetzt also über 30 Jahre her. Damals hieß sie noch explizit „Sektion für Frauenforschung“. Mittlerweile trägt sie schon seit einiger Zeit den Namen „Sektion für Frauen- und Geschlechterforschung“ – diese Ausdifferenzierung spiegelt auch den Umstand wider, wie stark sich die Debatte innerhalb der Sektion sozilogisiert hat. Und die paradigmatische Vielfalt ist hier nicht geringer als in der allgemeinen Soziologie.

Alle anderen sozialwissenschaftlichen Fächer haben ebenfalls entsprechende Sektionen oder Arbeitsgruppen; die Politik- wie die Erziehungswissenschaft. Das ist heute einfach selbstverständlich. Es ist eher begründungspflichtig, wenn eine wissenschaftliche Gesellschaft sich nicht darum kümmert. Ich weiß also

nicht, wovon dieser ehemalige Vorsitzende der DVPW redet. Vermutlich ist er schon etwas älter – jemand, der noch etwas vom „Geschlechterkampf“ im Ohr hat. Dabei geht es aber in der Soziologie der Geschlechterverhältnisse keineswegs um „Geschlechterkampf“. Das Auffällige ist ja eher, dass – abgesehen von vergleichsweise kurzen Zeitabschnitten – so wenig (öffentlich) gekämpft wurde.

Vielleicht liegt das auch an der großen Diskrepanz zwischen dem Alltagswissen und einem sozialkonstruktivistischen Blick?

Das Gleiche gilt für den diskurstheoretischen Blick. Aber das ist in den Sozialwissenschaften so. Wenn Sie zum Beispiel über die soziale Konstruktion von Krankheit reden, haben Sie ebenfalls einen Blick, der sich deutlich vom Alltagswissen unterscheidet. Und wenn Sie über die soziale Konstruktion des Todes reden, hören Sie als Reaktion: „Ja, aber der ist doch trotzdem tot!“ Die Soziologie definiert ihre Probleme zwar oft vor dem Hintergrund des Alltagswissens. Allerdings ist sie in erster Linie eine Reflexionswissenschaft und darf in ihrer Analyse gerade nicht im Alltagswissen aufgehen. Sonst wäre sie keine Soziologie mehr.

Diese Frage hat aber auch einen persönlichen Hintergrund. Wenn ich mit

Freund_innen und Bekannten über Geschlecht und dessen Konstruiertheit spreche, wird mir nicht selten vorgehalten, ich würde Märchen erzählen. Solche abweisenden Reaktionen können sehr demotivierend sein.

Das müssen Sie aushalten. Etwas Ähnliches erzählen meine Seminarteilnehmer_innen auch. Wenn sie im Seminar lernen, dass es eigentlich keine „von Natur aus“ objektivierbaren Differenzen in Fähigkeiten und Eigenschaften zwischen den Geschlechtern gibt und mit dieser Erkenntnis nach draußen gehen, dann – so erzählen sie – komme es oft zu heftiger Kritik und regelrechten Kämpfen. Gerade diese heftigen, zurückweisenden Reaktionen sind aber ein Zeichen dafür, dass nicht Wissens-, sondern Glaubenssysteme angegriffen werden, Glaubenssysteme im Sinne quasi-religiösen Wissens. Andernfalls würden die Debatten nicht derartig emotionalisiert geführt werden.

Umgekehrt lässt sich jedoch auch beobachten, dass es in manchen Medien zunehmend heißt: „Lasst uns doch mit eurer Geschlechterdifferenz in Ruhe!“ In der Wochenzeitung „Die Zeit“ habe ich einen Artikel mit dem Inhalt gelesen: Es gibt machtbesessene Frauen wie machtbesessene Männer, vielleicht nicht ganz so viele, aber es liegt nicht am Geschlecht. Es gibt Gewichtheberin-

nen, es gibt eitle Männer, die als Models arbeiten und sich den ganzen Tag damit beschäftigen, ihren Körper und ihr Aussehen fit zu halten. Also, was soll's?!

Davon abgesehen müssen wir auf einer empirischen Ebene zuweilen jedoch klare Differenzen feststellen: Es sind nach wie vor viel mehr Männer in Gefängnissen als Frauen. Aber woran liegt das? Mit der Geschlechtersociologie wird es möglich, solche Fragen überhaupt zu stellen. Ein anderes Beispiel: Männer sterben im Durchschnitt früher als Frauen. Der Schweizer Soziologe François Höpflinger sagt, mit der Natur hat das wenig zu tun. Es liege eher am risikoreicheren Lebensstil der meisten Männer. Mönche würden genau so alt werden wie Frauen.

Also ist der Ansatz eigentlich altbekannt?

Ja und Nein. Es gab in den 1940er Jahren eine Studie von Viola Klein über „The Feminine Character“, den es de facto nur in der Mehrzahl und eben nicht in der unterstellten Eindeutigkeit gibt. Sie wurde aber kaum gelesen. Bis weit in die 1980er Jahre hinein ist die Frauenbewegung ja selbst der Polarität aufgesessen. Und wenn Sie in die Geschichte der Soziologie blicken – gerade deshalb haben wir dieses Buch geschrieben (Gildemeister/Herricks 2012) – dann werden Sie feststellen, dass

die Soziologen bereits seit Entstehung der Soziologie damit begonnen haben, über Geschlecht nachzudenken. Gerade bei den Klassikern ist das vergleichsweise verbreitet: Émile Durkheim und Georg Simmel etwa haben durchaus Zugänge entwickelt, das eigene soziologische Instrumentarium auf die Analyse von Geschlecht anzuwenden. Aber dann brechen sie einfach ab, können das nicht konsequent weiterdenken. Sobald sie anfangen, ihr eigenes Wissen auf die Kategorie des Geschlechts anzuwenden, verlor „Geschlecht“ die Eindeutigkeit, die es im Alltag für sie selbst noch hatte. Insofern findet man bei den Klassikern eine im Grunde absurde Parallelität von soziologischen Überlegungen zu Geschlecht bei gleichzeitig recht einfachen Naturalisierungen. Bei Durkheim ist das besonders auffällig: Er verankert die Entstehung der Geschlechterdifferenz in der Arbeitsteilung. Vor allem in den empirischen Arbeiten aber schreibt er dann, dass Frauen von Natur aus bedürfnisloser als Männer seien. Wenn man sich unter diesem Aspekt die Geschichte der Soziologie ansieht, dann stellt man plötzlich fest, wie sehr gerade die Generation der sogenannten Klassiker bereits gegen eigene Denkfängnisse angerannt ist. Selbstverständlich haben auch wir heute immer noch Denkfängnisse, die wir deshalb so schwer überwinden können, weil wir

sie gar nicht als solche wahrnehmen. Wir wissen nicht, was wir nicht wissen. Aber im Vergleich zu den Denkgefängnissen, die vor 100 Jahren in Bezug auf „Geschlecht“ bestanden, sind wir heute eher dazu bereit, Alltagswissen zu problematisieren und anders an diesen Gegenstand heranzugehen. Dabei geraten alltagsweltliche Glaubenssysteme in die Kritik – das ist in anderen Wissenschaften aber auch so. Wenn Sie heute in die etwas anspruchsvolleren Zeitungen hineinschauen – „Die Zeit“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (FAZ), „Neue Züricher Zeitung“ – dann sind diese Problematisierungen dort zumindest teilweise angekommen.

Bedeutet das, die Soziologie muss sich nicht um eine besondere Integration ihrer Theorien und Konzepte mühen, weil die Zeit das erledigt?

Nein, keineswegs. Es ist gut und wichtig, wenn es Wissenschaftler_innen gibt, die das tun. Vor Kurzem beklagte Armin Nassehi in seinem Blog, dass der Soziologiekongress im Oktober in der Öffentlichkeit keinerlei Resonanz hervorgerufen habe. Früher wurde in allen großen Tages- und Wochenzeitungen über Soziologiekongresse berichtet. Heute ist das gerade einmal eine Randnotiz, obwohl es durchaus ein Bedürfnis nach reflexivem Wissen gibt. Die Tagungen der Histori-

ker_innen etwa werden stärker von den Medien begleitet und debattiert. Um die Soziologie kümmert sich derzeit kaum jemand. Das ist schade. Das war schon einmal anders und ich glaube, das müsste auch wieder anders werden. Aber dazu muss es auch Leute geben, die sich in diesen Vermittlungsspagat begeben. Und diese Vermittlung ist ein Spagat! Die DGS vergibt auch regelmäßig einen Preis für solche Vermittlungsaufgaben. Es gibt durchaus Figuren, die das können. Meine Stärke liegt darin nicht. (lacht)

Kommen wir doch zu einer öffentlichen Debatte, die im vergangenen Jahr geführt wurde, als der Ethikrat seine Stellungnahme zum Thema Intersexualität verfasste. In dieser Stellungnahme regte er an, die momentanen Regelungen zur Geschlechtseintragung nach der Geburt zu überdenken und unter anderem eine dritte Kategorie einzuführen. Intersex-Aktivist_innen hingegen kritisieren, dass der Rat die Chance nicht nutzte, weiterreichende Forderungen zu stellen. Abgesehen davon ist in der Politik noch keine Reaktion erkennbar. Wie schätzen Sie die Stellungnahme des Ethikrates jetzt, fast ein Jahr danach, ein?

Ich weiß, dass die betroffenen Gruppen das als zu wenig betrachten; insbesondere im Hinblick auf die Entscheidung, dass Eheschließungen nicht

möglich sein sollen. Das hatte sehr viel mit dem Widerstand von Theologen zu tun. Ansonsten ist es mutig und richtig vom Ethikrat zu sagen, dass wir mit zwei Kategorien nicht auskommen. Wir brauchen – ich würde sagen: mindestens – eine dritte Kategorie. Australien hat sie, Indien hat sie, Nepal hat sie. Es gibt inzwischen sieben Länder, die mehr als zwei Kategorien kennen. Ich sage gern: Wenn sich die Leute zwischen den beiden Polen Marilyn Monroe und Arnold Schwarzenegger verorten müssten, würden sich die meisten wohl eher in der Mitte bewegen. Käme nun eine dritte Kategorie ins Spiel, dann ließe sich dieses Denken in Polaritäten etwas aufbrechen. Es würde Raum für ein Kontinuum entstehen, selbst wenn das zunächst auch nur ein Denkmodell ist. Aber ich möchte doch betonen, dass auch eine dritte Kategorie keine Lösung ist. Ihre Einführung würde nur weiter den Glauben nähren, es gäbe so etwas wie ein ‚richtiges‘ Geschlecht und man könnte aufgrund objektiverer Merkmale jemandem dieses ‚wahre‘ Geschlecht zweifelsfrei zuordnen. Zudem stellt sich die Frage, wer das dann kontrolliert...

Das führt uns zur Rolle der Medizin, zu den Ärzt_innen.

Genau, denn diese Festlegung läge auch bei einer Auswahl zwischen drei

Geschlechtern weiterhin bei Expert_innen, die es zu ihrem exklusiven Expert_innenwissen machen. Dabei stellte es vor 300 Jahren bei uns kein großes Problem dar, in geschlechtlicher Uneindeutigkeit aufzuwachsen. Die Menschen wurden in der Regel erst im Erwachsenenalter gezwungen, eine Entscheidung zu treffen. Aber das war eine individuelle Entscheidung. Erst mit dem Fortschritt der Medizin wurde es zur Sache der Mediziner, das ‚wahre‘ Geschlecht zu ermitteln und die jeweilige Person darauf zu verpflichten.

Faszinierend daran ist, dass auch die Medizin selbst verschiedene Arten der Geschlechtsunterscheidung kennt: chromosomal, psychisch, gonadal und auch nach äußeren Merkmalen. Dieses Wissen hat eigentlich auch jeder Mediziner, jede Ärztin. Warum dringt von diesem Wissen um die Uneindeutigkeit kaum etwas nach außen? Warum bewegen wir uns immer noch in diesem eingeeengten Feld?

Ja, das ist in der Tat faszinierend: Was trug dazu bei, dass das medizinische Wissen so stark in das Allgemeinwissen, was wir Alltagswissen nennen, eindringen konnte und dann wiederum auch auf die Medizin zurückwirkte? Die Medizin hat ihr medizinisches Verständnis vom Körper und wir glauben, dass wir die Wahrheit über den Körper

von der Medizin erfahren. Nicht zuletzt deswegen ist die These von der sozialen Konstruktion von Krankheit genauso erfahrungsfern wie die These von der sozialen Konstruktion von Geschlecht. In beiden Bereichen hat die Medizin ein Deutungsmonopol. Warum sollte sie dieses Deutungsmonopol aufgeben? Dabei rekurren die Expert_innen vielfach gar nicht auf ihr medizinisches Wissen. Im Zusammenhang mit der Stellungnahme der Ethikkommission zur Intersexualität gab es mehrere interessante Interviews, Kommentare und Streitgespräche in der „Zeit“ oder in der FAZ. Die Ärzt_innen argumentierten immer wieder durchgängig, dass es die gesellschaftlichen Bedingungen sind, die dazu führen, dass ein Kind Schaden nimmt, wenn es nicht eindeutig einem Geschlecht entsprechend erzogen wird. Das war und ist das zentrale Argument für operative Anpassungen. Dass sie als Mediziner_innen an dem teilhaben, was sie „Gesellschaft“ nennen und dazu beitragen, dass sich dieser problematische Zustand immer neu reproduziert, das liegt außerhalb ihres eigenen wissenschaftlichen Zugangs.

Wenn wir uns nun den Debatten in der Politik zuwenden, die im Moment stattfinden, dann zeigt sich, dass die Diskussionen über den Kita-Ausbau und die sogenannte „Frauenquote“ Bestandteile eines Gleich-

stellungs- und Emanzipationsdiskurses sind, der Gleichberechtigung hauptsächlich über die Chancen am Arbeitsmarkt definiert. Die Feministin Nancy Fraser hat dazu in einem Essay einmal polemisch geschrieben: „Der desorganisierte Kapitalismus macht aus Scheiße Gold, indem er über die neue Geschlechtergerechtigkeit fabuliert und darüber, wie herrlich weit die Frauen es doch gebracht hätten.“ (Fraser 2009: 52) Sehen Sie das Primat der Ökonomie eher als Problem oder als Teil der Lösung auf dem Weg zur Geschlechtergerechtigkeit?

Ein Primat der Ökonomie ist immer problematisch, egal wo. Aber es geht auch nicht ohne die ökonomische Unabhängigkeit der Frauen. Wenn Frauen ökonomisch unabhängig sein wollen, dann müssen sie qualifiziert sein und einen unbegrenzten und ‚gleichen‘ Zugang zum Arbeitsmarkt haben. Das macht sie nicht zu besseren Menschen. Es geht zunächst nur um das eigentlich selbstverständliche Recht auf gleiche Partizipation in allen Bereichen. Es ist sicherlich nicht damit getan, dass wir eine Bundeskanzlerin haben. Aber es ist wichtig, dass es für Frauen überhaupt möglich ist, Bundeskanzlerin, Außenministerin oder Chefin des Weltwährungsfonds zu werden. Das steht außer Frage. Genauso selbstverständlich ist es jedoch auch, dass Gleichstel-

lung nicht allein in den ökonomischen Möglichkeiten aufgehen kann. Zwar ist ohne ökonomische Unabhängigkeit keine Gleichstellung möglich. Wenn aber die Aspekte traditioneller Frauenarbeit gesellschaftlich völlig verschwinden, dann ist das auch ein Verlust. Ein bedeutender Teil der Forschung im Bereich „gender“ und „care“ thematisiert genau diese Probleme, auf die auch Fraser in dem zitierten Artikel anspielt: Was passiert eigentlich mit den Tätigkeiten, die Frauen bisher im häuslichen Rahmen geleistet haben oder die ihnen zugeschrieben wurden? Was geschieht mit dem Umgang mit Kindern, Alten und Kranken, wenn die bisher als „privat“ klassifizierten fürsorglichen Tätigkeiten wegfallen, wenn diese nur noch in professionell verberuflichter Form angeboten werden? Daran wird wiederum deutlich, dass es letztlich mit der „Gleichstellung“ der Frauen nur vorwärts gehen kann, wenn sich auch auf der Seite der Männer etwas ändert. Das wird in der Regel von diesen als (Macht-)Verlust thematisiert. Aber man könnte solche Veränderungen auch als Gewinn betrachten.

Die Diskussion über die „Frauenquote“ und andere Gleichstellungsstrategien veranschaulicht aber auch das Problem der Reifikation oder Re-Essenzialisierung: Die Gender/Queer Studies mahnen seit

jeder an, dass Gleichstellungsstrategien wie „Gender-Mainstreaming“, „Diversity Management“ oder die sogenannte „Frauenquote“ durch das Operieren mit binären Geschlechterkategorien die Heteronormativität festschreiben und somit auch die naturbezogene Verankerung der Geschlechterunterschiede zementieren. Kann dieses Dilemma in Ihren Augen aufgelöst werden?

Derzeit ist es nicht aufgelöst. Aber „Diversity“ muss nicht so verstanden werden, wie es momentan in den Unternehmen praktiziert wird. In dem Moment, in dem man etwas zu einem öffentlichen Thema macht, ist es ein Stück weit dem Selbstverständlichen entzogen. Die bisherigen Kategorisierungen im „Diversity Management“, die nach den Klassifizierungen Geschlecht, Alter, Ethnie, sexuelle Orientierung und Behinderung die Menschen in Gruppen einteilen, sind als solche nicht sehr nützlich. Dagegen könnte man „Diversity“ durchaus so interpretieren, dass man die Art der Verkopplung sozialer Kategorien zum Thema macht. Damit würde es zu einem Programm avancieren, das auch für die sozialwissenschaftliche Forschung offen ist, nicht nur für die Ökonomie. Ob man die Binarität und Polarisierung damit in einer breiten Öffentlichkeit in absehbarer Zeit aufbrechen kann, würde ich dennoch bezwei-

feln: Für die große Mehrheit bleibt es wohl dabei, dass es Männer und Frauen gibt, dass Frauen Kinder bekommen und alles andere daraus folgt.

Dann wäre eine „Frauenquote“ doch ein erster Anfang - ähnlich wie die Einführung einer dritten Kategorie von Geschlecht.

Ja, ich bin auch keineswegs gegen eine „Frauenquote“ in Aufsichtsräten; im Gegenteil. Aber wenn schon die Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen sagt, dass wir ohne „Frauenquote“ die bestehenden Seilschaften nicht aufbrechen können, dann motivieren wir damit nicht unbedingt Frauen, es dennoch zu versuchen. Für viele ist das eher frustrierend und legitimiert einen Rückzug aus der Arbeitswelt.

Aus soziologischer Sicht ist die Debatte einerseits eine Dramatisierung, sie bietet aber auch die Chance zur Egalisierung. Man kann ja im Grunde einen Job nicht „männlich“ oder „weiblich“ machen. Man kann ihn gut oder schlecht machen. Und Gleichstellung ist erst dann erreicht, wenn Frauen in Führungspositionen genauso unfähig sein dürfen, wie zum Beispiel einige Planer und Manager beim Bau des Berliner Flughafens. Bisher wird in den Debatten meist unterstellt, dass Frauen besser sind oder vielmehr: besser sein müssen. Von daher bedarf es solcher Übergangsrege-

lungen wie der „Frauenquote“. Vielen Frauen – aber durchaus nicht allen! – ist der Gedanke noch fremd, dass Arbeit dann anfängt Freude zu machen und nicht unbedingt anstrengender wird, wenn eine höhere Position erreicht ist. Es macht ja nun wirklich nicht jede Arbeit Spaß oder ist befriedigend; weder für Männer noch für Frauen. Trotzdem bezieht die Mehrzahl der Männer ihr Selbstwertgefühl nach wie vor offenbar sehr stark aus dem Tatbestand der Erwerbsarbeit. Frauen tun dies anscheinend immer noch ein bisschen weniger. Aber es gibt natürlich in diesem Sinne nicht die Frauen oder die Männer. Die Heterogenität ist inzwischen doch erheblich. Es ist übrigens immer wieder überraschend, wenn man sich anschaut, in welchen Milieus sich bestimmte Bilder besonders dauerhaft halten. Ein extremes Bild weiblicher Duldsamkeit findet sich bei den von Barbara Ehrenreich beschriebenen „working poor“: Frauen, die drei Jobs haben, ihre arbeitslosen oder im Gefängnis einsitzenden Männer unterhalten und immer noch meinen, dass es ohne Mann nicht geht. Das sind verrückte Konstruktionen.

Da Sie gerade von Konstruktionen sprechen: Wir setzen einmal voraus, dass unsere Leser_innen „sex“ und „gender“ zu unterscheiden wissen. Nun ist aber bekanntermaßen nicht nur „gender“ ein

soziales Konstrukt, sondern auch „sex“.
Wann sollten wir also welchen der beiden Begriffe verwenden?

Das ist ja noch nicht einmal innerhalb der Geschlechterforschung Konsens. In „sex“ und „gender“ steckt eine Aporie, die inzwischen oft aufgedeckt wurde: dass es bei zwei „sexes“ auch nur zwei Arten von „gender“ geben könne. Und das entspricht einfach nicht der realen Vielfalt, sondern es ist eine Einengung. Insofern ist auch „sex“ eine Wissenskategorie. Stefan Hirschauer schlug einmal eine Unterscheidung in Sex Studies und Gender Studies vor. Sex Studies wären dann die Bereiche, die die biologisch-naturwissenschaftlichen Konstruktionen untersuchen. Dazu gibt es inzwischen auch sehr interessante Ansätze; von Heinz-Jürgen Voss zum Beispiel, oder das schöne Buch von Sigrid Schmitz und Smilla Ebeling „Geschlechterforschung und Naturwissenschaften“ (2006). Dadurch, dass die Autorinnen darin mit naturwissenschaftlichen Figuren argumentieren, erscheinen die Aussagen andockbarer an ein naives Wissenschaftsbild, zumindest andockbarer als die reflexiven Kurven, die von den Konstruktionstheorien geschlagen werden. Konstruktionstheorien gehen davon aus, dass alles Gesagte von einem Beobachter gesagt wird. Diese grundlegende These in alltagstaugliches Wissen

zu übersetzen, ist schwierig: Alltagswissen basiert ja auf der Annahme, dass die Welt so ist, wie sie ist, und dass sie es weiterhin bleiben wird. Diesem Bild scheinen Naturwissenschaften eher entgegen zu kommen – insbesondere, wenn sie popularisiert werden.

Das liegt ja auch an deren Definitionen. Ein Gesetz muss unter gleichen Bedingungen beliebig oft wiederholt werden können und zum gleichen Ergebnis kommen. Sonst ist es kein Gesetz.

Die Naturwissenschaft hat viele Erkenntnisse erbracht. Aber auch der naturwissenschaftliche Blick basiert – und da würde ich mich wahrscheinlich mit vielen Naturwissenschaftler_innen streiten – auf einer Weltanschauung. Manchmal gewinnt man den Eindruck, dass diese naturalisierende Weltsicht ihrerseits zu einer Quasi-Religion geworden ist. Selbstverständlich gehen wir alle von bestimmten Axiomen aus. Und selbstverständlich kann man stets fragen, auf welche Weise die andere Seite zu ihrer Aussage gekommen ist und ob dieser Weg legitim ist. Wenn jedoch ein Axiom von vornherein nicht akzeptiert wird, dann wird die Kommunikation über ein Thema äußerst schwierig. Deshalb gibt es so häufig Probleme in der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Natur-, Geistes- und Sozi-

alwissenschafter_innen. Ich finde es immer dann besonders spannend und interessant, mit Naturwissenschaftler_innen ins Gespräch zu kommen, wenn die erkenntnistheoretischen Grundannahmen ansatzweise ähnlich definiert sind. In der Technikforschung beispielsweise ist das schon öfter der Fall; da gibt es zwischen Soziolog_innen und Informatiker_innen schon etwas mehr Kooperation.

Wo sehen Sie denn momentan die drängendsten und größten Forschungslücken in der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung?

Das ist schwierig. Letztlich ist das Doing Gender-Theorem eine empirische Fragestellung. Die Frage, wie sich die Geschlechtertrennung im Alltag immer wieder reproduziert und reproduzieren kann, finde ich weiterhin zentral. Es ist doch nicht damit getan, dass wir feststellen, dass der Arbeitsmarkt geschlechtlich segregiert ist, also Frauen und Männer in unterschiedlichen Berufen und Tätigkeitsfeldern arbeiten. Daran muss man die Frage anschließen, wie sich diese Segregation immer wieder neu herstellt. Frauen dringen in Professionen ein und plötzlich haben wir innerhalb der Professionen eine neue hochsegregierte Struktur. Das bedeutet nicht einmal unbedingt, dass Frauen dann auch schlechter

bezahlt werden, aber es bedeutet, dass sich eine deutliche Trennung von Frauen- und Männerbereichen herausgebildet hat. Es ist eine faszinierende Entwicklung und niemand kann genau sagen, wie das passiert. Das andere, was ich sehr wichtig finde, aber selbst nicht mache, ist der gesamte „Care“-Bereich. Was passiert eigentlich, wenn die traditionell Frauen zugewiesene strukturelle Selbstlosigkeit wegbriecht? Für Frauen galt stets, dass sie eigene Bedürfnisse zurückstellen und andere wichtiger nehmen als sich selbst. Wenn Frauen nun immer selbstverständlicher ihren Weg in die ökonomische Unabhängigkeit gehen und dabei auch erfolgreich sind, was passiert dann mit dem Bereich der Sorge und Fürsorge? Dass erfolgreiche Berufstätigkeit nicht mit struktureller Selbstlosigkeit einhergehen kann, wird schon bei der Lektüre der soziologischen Klassiker sehr deutlich. Bei Ferdinand Tönnies war diese Selbstlosigkeit noch in der ‚Natur der Frau‘ verankert, das war bei anderen nicht so selbstverständlich der Fall. Aber für alle gilt, dass sie die soziale Integration explizit zur Aufgabe der Frauen machten und darin eine selbstverständliche Ressource des Sozialen sahen. So war zum Beispiel Durkheim strikt gegen die Ermöglichung der Ehescheidung: Frauen brachten sich zu seiner Zeit signifikant weniger um, wenn eine Ehescheidung möglich war.

Männer dagegen brachten sich in diesem Fall häufiger um. Durkheim sah darin zwar ein moralisches Dilemma, aber da es einfach sehr viel mehr Männer waren, die Selbstmord begingen, war er gegen die Ermöglichung von Ehescheidungen. Das ist wirklich eine erstaunliche Argumentation, die seine Zeitgenossen aber gar nicht so erstaunlich fanden. Als die Disziplin der Soziologie Konturen gewann – zum Beispiel durch Talcott Parsons –, war die integrative Funktion von Frauen eine der grundlegenden Annahmen. Dann verliert sich dieses Thema allmählich und die soziologischen Theorien werden mehr oder weniger geschlechtsblind (nicht geschlechtsneutral). Ein weiteres spannendes Thema ist mit „Diversity“ und „Doing Difference“ angesprochen: Wie verbinden und verschränken sich verschiedene soziale Kategorisierungen, die einerseits personenbezogen sind und sich andererseits in sozialer Ungleichheit niederschlagen? Aber ich glaube im Grunde nicht, dass es die drängendste und größte Forschungslücke gibt. Es braucht zunächst immer Leute, die sich für etwas interessieren. Und es braucht immer Leute, die sich zusammenfinden, um etwas gemeinsam zu machen. Wenn diese dann ein Thema generieren, an dem sie arbeiten wollen, dann reicht das, um daraus ein produktives Forschungsprojekt zu entwickeln. Als wir

damals (1998/99) das DFG-Forschungsschwerpunktprogramm entwickelten, waren wir sechs Professorinnen. Wir alle hatten uns mit Organisationen, mit Professionalisierung und mit der Frage nach Geschlechtertrennungen befasst. Daraus ist dann dieses übergreifende Forschungsschwerpunktprogramm entstanden („Professionalisierung, Organisation und Geschlecht“), und es war äußerst produktiv. In dem Augenblick, in dem Sie anfangen, irgendwo nachzubooren, fördern Sie in der Regel – wenn Sie es vernünftig, anständig und geduldig tun – etwas Interessantes zu Tage. Und dann stellen Sie vielleicht fest, dass darüber in dieser Form vorher noch gar niemand nachgedacht hatte.

Vielleicht ermutigt das unsere Leser_innen ja, selbst zu forschen. Ich danke Ihnen herzlich für das Gespräch.

Genannte Literatur

Elbling, Kirsten Smilla/*Schmitz*, Sigrid (Hrsg.) (2006): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden: VS.

Ehrenreich, Barbara (2001): Nickel and Dimed. On (Not) Getting By In America. New York: Metropolitan (deutsch: Arbeit poor. Unterwegs in der Dienstleistungsgesellschaft. München: Antje Kunstmann).

Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus

und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. Jg. 54/ 8, S. 43-57.
Gildemeister, Regine/*Hericks*, Katja (2012): Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg.

Höpflinger, François (2002): Männer im Alter. Eine Grundlagenstudie. Zürich: Pro Senectute.

Klein, Viola (1971) [1946]: The Feminine Character: History of an Ideology. London: Routledge & Kegan Paul, 2. Auflage.

Zur Interviewten

Regine Gildemeister, geb. 1949, ist Professorin für Soziologie der Geschlechterverhältnisse am Institut für Soziologie der Universität Tübingen.

Zum Interviewer

Maik Krüger, 31, Magister Artium, studierte Soziologie, Politikwissenschaften und Psychologie an den Universitäten Rostock und Tübingen. Seine wissenschaftlichen Interessengebiete liegen vor allem in der Geschlechtersoziologie. Er ist Redakteur im Soziologiemagazin sowie Vorstandsmitglied des soziologiemagazin e.V.

Geschlechtergerechtigkeit und Gleichstellungspolitik



Irene Pimminger

Was bedeutet

Geschlechtergerechtigkeit?

Normative Klärung und soziologische Konkretisierung

2012. 164 Seiten. Kart. ISBN 978-3-86649-482-4
19,90 € (D)

Was bedeutet Geschlechtergerechtigkeit als Maßstab, an dem sich feministische Kritik entzünden und Gleichstellungspolitik orientieren kann?



Verlag Barbara Budrich • Barbara Budrich Publishers

Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 •

info@budrich.de

www.budrich-verlag.de



Franziska Bergmann, Franziska Schößler, Bettina Schreck (Hg.)

Gender Studies

■ Zeitlos klassisch: Der Band stellt die kanonischen und vielversprechendsten jüngeren Texte aus den Gender Studies zusammen. Klassische Ansätze der US-amerikanischen Geschlechterforschung sind erstmalig in deutscher Übersetzung abgedruckt und für Bachelor- und Master-Studiengänge aufbereitet. Kommentare und Bibliographien machen den Band für die Lehre unentbehrlich.

Mai 2012, 320 Seiten, kart., 24,80 €, ISBN 978-3-8376-1432-9



Christian Schmelzer (Hg.)

Gender Turn

Gesellschaft jenseits der Geschlechternorm

■ Wollen wir nicht oder können wir schon? Eine Gesellschaft ohne Geschlechternormen ist nicht nur Theorie, sondern bereits ein Stück Lebenswirklichkeit. Die Autorinnen und Autoren des Bandes diskutieren den »Gender Turn« nicht nur theoretisch, sondern anhand konkreter gesellschaftlicher und lebensweltlicher Fragen.

Dezember 2012, 226 Seiten, kart., 22,80 €, ISBN 978-3-8376-2266-9



Gabriele Dietze

Weiße Frauen in Bewegung

Genealogien und Konkurrenzen von Race- und Genderpolitiken

■ Die Studie konfrontiert zwei zentrale Emanzipationsanstrengungen der Moderne miteinander: unmarkierte ›weiße‹ US-amerikanische Frauenbewegungen und den Kampf um Bürgerrechte von *people of color*. Es geht dabei um implizite Sozio- und Psycho-Logiken, die Feminität mit *whiteness* gleichsetzen und *race*-Emanzipation mit Maskulinität.

Januar 2013, 522 Seiten, kart., zahlr. Abb., 35,80 €, ISBN 978-3-8376-517-8



Annika McPherson, Barbara Paul, Sylvia Pritsch, Melanie Unseld, Silke Wenk (Hg.)

Wanderungen

Migrationen und Transformationen aus geschlechterwissenschaftlichen Perspektiven

■ Gender in Bewegung – welche geschlechtlichen Dimensionen haben Migration, Wanderung und Mobilität für Menschen und kulturelle Artefakte?

April 2013, ca. 220 Seiten, kart., ca. 28,80 €, ISBN 978-3-8376-2220-1